

Wirkungen des Antirassismusprogramms: Das südliche Afrika und Deutschland als Beispiele*

VON CHRISTINE LIENEMANN-PERRIN

Als Nelson Mandela am 11. Februar 1990 nach 27 Jahren aus dem Gefängnis entlassen wurde, verbrachte er die erste Nacht in Freiheit im Bishop's Court bei Desmond Tutu, der viele Jahre lang eine kirchliche Symbolfigur des Kampfes gegen die Apartheid gewesen ist. Vier Monate danach stattete Mandela auf der ersten Auslandsreise nach seiner Befreiung dem Zentrum des ÖRK in Genf einen Besuch ab. In Gegenwart einer großen Delegation des African National Congress (ANC) würdigte er die Verdienste des Kirchenrates auf dem langen Weg Südafrikas zur Freiheit. Allein schon diese beiden Ereignisse bestätigen, daß das Antirassismusprogramm (ARP) in Südafrika die politische Entwicklung mit beeinflußt hat. Genaues über die tatsächlichen Wirkungen sowie das gesellschaftliche Vermächtnis des ökumenischen Programms im Apartheidstaat zu sagen, wird freilich erst möglich sein, wenn die Archive geöffnet werden. Daß man vorsichtig sein sollte, dem Einfluß eines Programms des ÖRK auf die politische Entwicklung in Südafrika allzu große Bedeutung beizumessen, ist mir bei der Lektüre von Mandelas Autobiographie mit dem Titel „Der lange Weg zur Freiheit“ (Frankfurt/M 1994) aufgegangen. Auf über 800 Seiten erzählt er seinen Lebensweg als Freiheitskämpfer, berichtet über zahllose Gespräche mit seinen Mitstreitern im ANC – aber der kirchliche Beitrag „auf dem Weg zur Freiheit“ bleibt im ganzen Buch eine vernachlässigbar kleine Randerscheinung. Wenn man, wie ich selbst, die Ereignisse in Südafrika über Jahre aus der Perspektive der kirchlichen Südafrika-Arbeit wahrgenommen hat, kann diese Feststellung vielleicht enttäuschend sein. Jedenfalls ist sie ein Hinweis darauf, daß die südafrikanische Antirassismusbewegung aus heterogenen gesellschaftlichen Kräften bestanden hat, zwischen denen es zum Teil nur geringe Verbindungen gab. Mandela äußert sich in seinem Buch nicht über die Bedeutung seines Glaubens als Christ und Mitglied der methodistischen Kirche für seinen politischen Weg. Seine Ausdrucksweise zeichnet sich auch nicht durch eine biblisch-theologische Sprache aus, die auf eine explizit christlich-ethische Urteilsbildung schließen ließe. Bis zur

* Als Referat vorgetragen auf der Tagung „25 Jahre Sonderfonds zur Bekämpfung des Rassismus. Rückschau – Bilanz – Perspektive“ am 9. September 1995 in Frankfurt/M. – Im Text wird – mit geringfügigen Änderungen – der mündliche Vortrag wiedergegeben. Die Ergänzungen in den Anmerkungen erfolgen aufgrund einiger Einwände, die in der Diskussion im Anschluß an das Referat geäußert worden sind.

letzten Seite des Buches ist er als gelernter Jurist einem religionsneutralen Ethos der Rechtsstaatlichkeit verpflichtet. Seine Verteidigungsreden im Gerichtssaal, seine Lagebesprechungen mit den Kollegen im ANC, seine Verhandlungen mit der weißen Regierung hat er durchweg auf dieser Grundlage geführt.¹

Vielleicht blieb das ARP in seinen Auswirkungen in Südafrika doch stärker, als manche gehofft hatten, auf ein kirchliches Spektrum beschränkt. Dafür spräche auch die Tatsache, daß beispielsweise der Kirchenbesuch in der Region von Kapstadt nach der Aufhebung des Verbots der oppositionellen Organisationen im Jahr 1990 drastisch zurückgegangen ist. Das schmälert aber keineswegs die Verdienste, die das ARP innerhalb der Kirchen Südafrikas vorzuweisen hat. Sie nehmen nicht nur in der südafrikanischen Kirchengeschichte, sondern auch in der neueren Geschichte der ökumenischen Bewegung eine herausragende Stellung ein.

Viele Aufrufe des ÖRK gehen an der Aufmerksamkeit seiner Mitgliedskirchen vorbei und hinterlassen bei ihnen kaum Spuren. Aber einigen Programmen gelingt es doch, Kirchen oder kirchliche Gruppen in ihren Bann zu ziehen, ja sogar zu einer jahrelangen ökumenischen Selbstverpflichtung zu bewegen. In den evangelischen Kirchen Deutschlands gibt es dafür vor allem drei Beispiele: den Lima-Prozeß Taufe, Eucharistie und Amt, den konziliaren Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung sowie das Programm zur Bekämpfung des Rassismus. Aber auch in diesen Fällen zeigt sich: das Kraftfeld ökumenischer Programme ist nur phasenweise stark gewesen. Ohne zu übertreiben, können wir heute schon sagen, daß das ARP während der siebziger und achtziger Jahre in Deutschland – aber auch in Holland und der Schweiz – ein Gravitationszentrum der ökumenischen Bewegung gewesen ist. Aber ebenso klar steht fest, daß es das heute nicht mehr ist, obwohl die politischen Umwälzungen in Europa vielen neuen Formen von Rassismus und Ethnozentrismus Raum gegeben haben. – *Was hat dem ARP in den ersten Jahren seine breite Resonanz verschafft, und weshalb folgte darauf eine verdächtig ruhige Zeit?* In meiner Antwort darauf möchte ich mich zu drei Voraussetzungen äußern, die dem ARP zum Erfolg verholfen haben. Weil ich annehme, daß sie auch für andere Programme der Ökumene lehrreich sein könnten, lege ich sie meinem historischen Rückblick zugrunde. Die drei Voraussetzungen sind:

- (1) Konzentration auf *einen* Konfliktherd
- (2) Evidenz des Unrechts und verantwortliches Einstehen für Gerechtigkeit
- (3) Gesellschaftliche Interdependenz und kirchlicher Bezugspunkt .

Daß in jener fruchtbaren Zeit des ARP neben vielen sachlich notwendigen Kontroversen auch Verirrungen ins Gestrüpp unnötiger Polarisierungen und verletzender Grabenkämpfe vorgekommen sind, soll nicht verschwiegen werden. Aber für die Zukunftsperspektiven helfen sie uns nicht weiter und bleiben deshalb von mir hier unerwähnt.²

1. Konzentration auf einen Konfliktherd

In den ersten Jahren seiner Existenz schien das ARP weitgehend identisch zu sein mit der Bekämpfung des *weißen* Rassismus im Südlichen Afrika. So jedenfalls wurde es in der Bundesrepublik Deutschland, in Holland und der Schweiz rezipiert, und sogar der Genfer Stab selbst legte das Schwergewicht des Programms auf dieses eine Beispiel von Rassismus. Von der Konzentration auf einen regional begrenzten, in seinen Ursachen und Wirkungen überschaubaren Konflikt hat das Programm zweifellos profitiert. Wie sich in seinen späteren Phasen zeigen sollte, ist eine flächendeckende Ausweitung in der Programmgestaltung innerökumenisch viel schwerer zu handhaben als eine sachlich begründete (!) Schwerpunktbildung. Freilich muß man sogleich hinzufügen, daß eine Schwerpunktbildung allein noch nicht für einen qualitativen Erfolg bürgt. In der Szene politischer Protestbewegungen kommt es immer wieder vor, daß mehr oder weniger zufällig ein Ereignis herausgegriffen, für kurze Zeit zum „single issue“ erhoben und dann ebenso plötzlich wieder fallengelassen wird (Um ein Beispiel zu nennen: Wer erinnert sich heute noch an die Protestbewegung um die Versenkung der Bohrinsel Brent Spar, die im Sommer dieses Jahres für einige Zeit alle anderen tagespolitischen Themen verdrängt hat?). Das Engagement des ARP in Südafrika war aber gerade kein solches – im Endeffekt entpolitisierendes – „single issue movement“. Vielmehr gab es 1969/70 gute Gründe, das Südliche Afrika als Schwerpunkt auszuwählen. Denn kein anderes Land Afrikas ist in seinem Gesellschaftsgefüge damals bereits so genau erforscht gewesen, und in keinem anderen Land der Dritten Welt wußte man so detailliert Bescheid über die Diskriminierung einer Bevölkerungsmehrheit aufgrund ihrer Hautfarbe. Vor allem aber war der Rassismus in Südafrika seit 1948 eine zum Prinzip erhobene Widerrechtlichkeit. Und schließlich lag hier eine theologisch-kirchliche Identifikation mit der Apartheid vor – eine für die weltweite Kirche außergewöhnliche Herausforderung.

Das Studienmaterial zum weißen Rassismus im Südlichen Afrika, das zu einem Teil auch aus deutscher Feder stammt, hebt sich wohlthuend von den Globaltheorien ab, die sonst in der Ökumene manchmal das Feld der ethi-

schen Urteilsbildung bestimmen. *Ich bin überzeugt, daß fallorientiertes, studienzentriertes Arbeiten in der Ökumene auch weiterhin eine Zukunft haben muß.* Die Südafrika-Arbeit jedenfalls zeigt, daß die praktische Relevanz unter der Studienzentriertheit nicht gelitten hat – im Gegenteil.³

2. Evidenz des Unrechts und verantwortliches Einstehen für Gerechtigkeit

In Deutschland stehen viele Menschen unter dem Schock der Bürgerkriege, die derzeit an vielen Orten in Europa, Asien und Afrika wüten. Seit Jahren treffen fast täglich Nachrichten über Verletzungen elementarer Menschenrechte bei uns ein. Vom Evangelium ist den Kirchen aufgetragen, für die Opfer von evidentem Unrecht einzustehen; aber viele Christen und Christinnen verhalten sich angesichts der abscheulichen Vorgänge so, als ob sie betäubt wären, weil die Konfliktursachen ebenso verworren sind wie deren Auswirkungen. Kirchen und Gruppen, welche vor zwanzig Jahren im Blick auf Südafrika aufgrund eines klaren Urteils sehr gezielt und wirksam zu handeln wußten, sind heute weitgehend unschlüssig, wenn es um Konflikte in Somalia, Ruanda-Burundi, im Sudan und dem ehemaligen Jugoslawien geht.

Im Blick auf heutige Ratlosigkeit und Lähmungen ist zu fragen, warum es Kirchen während der Apartheidzeit gelungen ist, eine breite Solidaritätsbewegung ins Leben zu rufen. Was war damals anders als heute? Die Hauptvoraussetzungen für die damalige Bewegung lagen meiner Überzeugung nach in Südafrika selbst. Sie haben mit den spezifischen Ursachen und der Beschaffenheit jenes Konflikts ebenso viel zu tun wie mit dem menschlichen Friedenspotential vor Ort. Ursache des Konflikts war eine nach völkerrechtlichen Grundsätzen illegitime und illegale staatliche und gesellschaftliche Ordnung, welche die Bürgerrechte einem kleinen Teil der Bevölkerung vorbehielt mit allen bitteren Konsequenzen, die für die Bevölkerungsmehrheit damit verbunden waren. Der Konflikt bot – sinnfällig unterstrichen durch das Teilungsprinzip der Hautfarbe – ein klares Bild. Aufrechterhaltung eines rechtlosen Zustandes und Kampf für einen grundlegenden Wandel ließen sich relativ einfach auseinanderhalten, so daß es der Solidaritätsbewegung nicht schwer fiel zu wissen, für welche Sache und für wen sie eintreten mußte.

Entscheidender als alles andere war freilich die Tatsache, daß es am Ort des evidenten Unrechts Menschen, Gruppen und Organisationen gab, die beharrlich und teils unter großen Opfern auf die Überwindung der Apartheid hinwirkten. Gerade im Vergleich mit Konfliktherden, die uns heute

beschäftigen, wird deutlich, was Südafrika damals ausgezeichnet hat: Die politische Opposition ließ sich im allgemeinen nicht zur Fanatisierung der Massen hinreißen, und auch in der unterdrückten Bevölkerung gab es auffallend wenig Bereitschaft zum Fanatismus (etwa im Gegensatz zu Ex-Jugoslawien). Des weiteren war aufgrund von Mentalität und Bildung der schwarzen Bevölkerung eine erstaunlich klare Einsicht in die Friedensbedingungen vorhanden (was Südafrika beispielsweise von Kriegsgebieten wie Angola, Liberia, Somalia und dem Sudan unterscheidet). Kurz: Das menschliche Friedenspotential in Südafrika selbst war sowohl für den ÖRK wie auch gerade für die Kirchen in Deutschland das tragfähige Fundament, auf dem das ARP seine Dynamik entfalten konnte. SüdafrikanerInnen, die an einem dauerhaften Frieden interessiert waren, gab es auf allen Konfliktseiten; Menschen mit schwarzer, brauner und weißer Hautfarbe arbeiteten Hand in Hand – unabhängig von Konfession, Religion, kultureller Prägung oder materieller Lage –, und ihr Einstehen für Gerechtigkeit war weder von Haß noch Vergeltungsdenken, sondern von einem tiefen Verantwortungsbeußtsein für ihr Land geprägt. In ihnen konnte man die Wegbereiter einer künftigen, legitimen Gesellschaftsordnung sehen. Die (kirchliche) Antiapartheidbewegung in Europa hat viel Zeit darauf verwendet, Kontakte zu Protagonisten einer künftigen Ordnung zu knüpfen, immer wieder ihnen zuzuhören und mit ihnen zusammen konkrete Probleme zu bewältigen. Auf diese Weise hat die Antiapartheidbewegung einer internationalen Solidarität zwischen *Gleichen* den Weg geebnet. In einer Atmosphäre wechselseitiger Anerkennung und Kritik ist es europäischerseits im allgemeinen gelungen, sowohl auf Bevormundung als auch auf beflissene Dienstbarkeit gegenüber den südafrikanischen Partnern zu verzichten.

In den ersten Jahren hat der ÖRK seine Südafrika-Arbeit unter die Frage nach den angemessenen Mitteln zur Herbeiführung eines grundlegenden Wandels im Südlichen Afrika gestellt. Können, so fragte er, auch gewaltsame Mittel zur Schaffung einer gerechten, neuen Ordnung taugen und sittlich gerechtfertigt werden? Anders gesagt: Wo fing verantwortliches Einstehen für Gerechtigkeit im Südafrikakonflikt an, und wo hörte es auf? Mit dem Sonderfonds zur Bekämpfung des Rassismus, mit Aufrufen zum Handelsboykott, zu Wirtschaftssanktionen und zum Rückzug von Investitionen aus Südafrika forderte der ÖRK seine Mitgliedskirchen dazu auf, alle Mittel diesseits der Gewalt in Betracht zu ziehen und auch die Vertreter von Wirtschaft und Regierung in ihren Ländern mit entsprechenden Forderungen zu konfrontieren. Darüber hinaus sollten die Kirchen sich ebenso der theologischen Dimension der Gewaltfrage stellen. 1977 fragte der ÖRK seine Mit-

gliedskirchen in einem Rundschreiben, ob es im Südlichen Afrika nach ihrer Überzeugung eine „just rebellion“ geben könne und müsse. Diese Frage hat die Kirchen in Deutschland für viele Jahre in Atem gehalten. Die Antwort, die der Südafrikanische Kirchenrat darauf gegeben und zu seiner Handlungsmaxime gemacht hat, war bemerkenswert: Unter den Bedingungen struktureller Unterdrückung ist Widerstand Pflicht (obligatory resistance). Das sollte nicht als Selbstlegitimierung zur Gewaltanwendung gelten. Vielmehr verstand er darunter die Erprobung aller möglichen Wege eines verantwortlichen Einstehens für Gerechtigkeit. Unter der von Wolfram Kistner geleiteten Abteilung begann im Südafrikanischen Kirchenrat selbst und durch ihn auch weit darüber hinaus ein Ethos der „Gerechtigkeit und Versöhnung“ wirksam zu werden, das langfristig der politischen Lösung des Konflikts den Weg geebnet hat.

Schließlich zeichnete sich die kirchliche Südafrika-Arbeit durch ihre Verlässlichkeit aus. Das größte Potential, über welches die Kirchen im Einstehen für Gerechtigkeit verfügen, sind ihre Mitglieder, die in Gemeinden, Arbeitskreisen und Ausschüssen mit Geduld, Phantasie, Beharrlichkeit, wenn nötig auch Hartnäckigkeit über viele Jahre hinweg in derselben Sache tätig sind. Gerade die Evangelische Frauenarbeit in Deutschland hat dies im Rahmen ihres Engagements für Südafrika in aller Deutlichkeit unter Beweis gestellt.

Was schließen wir aus alledem für die ökumenischen Aufgaben, welche angesichts von Bürgerkriegen und Völkermorden heute anstehen? Ich nenne drei Punkte: (1) Weil die Hintergründe heutiger Konfliktherde äußerst verworren sind, weil kein Konflikt dieselben Ursachen hat wie der andere, muß kontextgerecht an jeden Konflikt herangegangen werden. Es muß versucht werden, die kriegstreibenden Kräfte auf allen Seiten der Konfliktparteien zu analysieren. (2) Der enge Kontakt mit Menschen, die in den Kriegsgebieten leben und an einer Beendigung des Konflikts interessiert sind, muß auch heute und künftig Grundlage für ökumenische Solidarität sein. Kirchen sollten sich nicht daran beteiligen, wenn den betroffenen Gesellschaften Lösungen übergestülpt werden, zu denen sie nicht gefragt werden und für die sie dann auch nicht bereit sind, das Ihre beizutragen. (3) Die Planung und Durchführung von Projekten brauchen einen langen Atem. Einige wenige Langzeitvorhaben können mehr bewirken als eine große Anzahl von zufälligen, kurzfristigen und isolierten Aktivitäten.

3. Gesellschaftliche Interdependenz und kirchlicher Bezugspunkt

Der Charakter ökumenischer Programme hängt entscheidend davon ab, ob es zwischen den Regierungen, Gesellschaften und Kirchen verschiedener Länder Verbindungen gibt: gemeinsame kulturelle Prägungen aufgrund einer gemeinsamen (Kolonial-)Geschichte, religiöse Prägungen aufgrund einer gemeinsamen Missionsgeschichte, wirtschaftliche Interessen, politische oder militärische Bündnisse usw. Am Beispiel Südafrikas sehen wir, daß die ökumenische Verbindlichkeit mit der gesellschaftlichen Interdependenz wächst – vorausgesetzt, sie wird in die Konfliktanalysen und Handlungsstrategien einbezogen. Das war beispielsweise der Fall, als die geistesgeschichtlichen Spuren der Apartheid bis zu ihren Vorläufern in Europa aufgedeckt wurden; als mit deutschen Firmen, die aus dem Status quo in Südafrika Nutzen zogen, Gespräche geführt und auch hart gestritten wurde; als sich die Kirchen in Europa mit der Außen- und Wirtschaftspolitik der Regierungen in ihren Ländern auseinandersetzten und anderes mehr. Wo gesellschaftliche Verflechtungen solcher Art nicht bestehen, kann ein ökumenischer Solidaritätsappell einen vergleichbaren Verbindlichkeitsgrad nur schwer erreichen; häufig bleibt er in wortreichen Solidaritätsbeteuerungen stecken. Anders gesagt: Mit etlichen Fallbeispielen von Rassismus, welche das ARP aufgegriffen hat, konnten sich die Mitgliedskirchen aufgrund mangelnder Bezugspunkte zu einem bestimmten Land kaum sinnvoll befassen.

Chancen und Grenzen von ökumenischen Initiativen hängen nicht zuletzt davon ab, ob eine Kirche oder eine Gruppe in einem anderen Land Partnerkirchen findet, mit denen sie zusammenarbeiten kann. Sofern es sich um Kirchen derselben Konfessionsfamilie handelt, besteht außerdem die Möglichkeit, sich aufgrund des gemeinsamen theologischen Erbes gegenseitig Rechenschaft zu geben. *Für beides ist Südafrika geradezu ein idealtypisches Beispiel gewesen.* Die langjährige Zusammenarbeit zwischen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und dem Südafrikanischen Kirchenrat beispielsweise gründete auf einem wechselseitigen Interesse. Aufgrund konkreter Anfragen aus Südafrika wurden in Deutschland Arbeitsgruppen ins Leben gerufen, und umgekehrt gab es in Deutschland viele Gemeindeglieder, die in der Begegnung mit Südafrikanern für ihr eigenes Christsein neue Perspektiven gesucht und auch gefunden haben. Das Bemerkenswerte war, daß auf allen Ebenen der Kirche Initiativen ergriffen wurden und daß es – trotz aller Polarisierungen – in erstaunlicher Weise gelungen ist, Initiativen auf den verschiedenen Ebenen miteinander zu verzahnen:⁴

- Gemeindeebene: Bundesschlußprojekte
- Organisationen: Früchteboykott der Evangelischen Frauenarbeit; Südafrika-Anlässe auf dem Evangelischen Kirchentag
- Landeskirchliche Synoden: Tagungen und Stellungnahmen zu Südafrika
- Arbeitskreise: Studien- und Dialoggruppe Südliches Afrika
- Kirchenleitung : Evangelische Kommission für das Südliche Afrika

Obwohl die Besinnung auf konfessionelle Identität oftmals ein Hindernis für die Ökumene ist – was sich auch in der Südafrika-Arbeit gezeigt hat – konnte konfessionelle Selbstbesinnung gerade hier ökumenisch fruchtbar gemacht werden. Lutheraner haben sich im Rahmen des Lutherischen Weltbundes auf das gemeinsame theologische Erbe besonnen und nach dessen Konsequenzen für das Verhalten im Südafrikakonflikt gefragt. Dasselbe taten die Reformierten Kirchen im Rahmen des Reformierten Weltbundes. Mit der Feststellung des *status confessionis* und der Erklärung, Apartheid sei eine Häresie, haben Lutheraner und Reformierte *innerkonfessionelle* Streitgespräche geführt, welche die *Ökumene nicht behindert, sondern ermöglicht und verbindlich gemacht haben*.

Im Vergleich zu fast allen Ländern der Welt ist Südafrika zur Zeit der Apartheid im Blick auf das Verhältnis von Regierung und (reformierter) Kirche ein *Sonderfall* gewesen, weil das politische Machtzentrum sich ausdrücklich als *christliche* Regierung verstanden hat. Dadurch ist die Auseinandersetzung mit der Christenheit unausweichlich geworden. Die Regierung hat es sich geleistet, den Südafrikanischen Kirchenrat in eine jahrelange prozeßähnliche Befragung über seine theologischen Grundüberzeugungen zu verwickeln – ein Vorgang, der auf eine ganz einmalige Form der faktischen Beziehungen von Gesellschaft, Staat und Kirche verweist. Der Untersuchungsausschuß hat, nebenbei bemerkt, auch Kirchenführer aus der EKD nach Südafrika zitiert, um über den Kirchenrat auszusagen.

Bei weitem nicht immer sind die Chancen für zwischenkirchliche Kooperation so günstig wie im Fall der deutsch-südafrikanischen Beziehungen. In vielen Krisenregionen der Gegenwart sind die Christen entweder eine winzige Minderheit, oder die konfessionelle Lage steht dem umfangreichen Tätigwerden einer bestimmten Kirche im Wege. Als evangelische Kirche in den Staaten der ehemaligen Sowjetunion Präsenz anzustreben, wo die orthodoxen Kirchen das Feld weitgehend beherrschen – die überdies noch untereinander Rivalitätskämpfe austragen –, dies dürfte ungewollte Nebenwirkungen auslösen, die mehr schaden als nützen. Staaten im Bereich der islamischen Welt bieten für christliche Kirchen noch weniger Bezugspunkte. Für solche Regionen sollten Kirchen *sorgfältig prüfen, welche Wege es über-*

haupt gibt, um als versöhnende Kraft präsent zu sein. Auf jeden Fall wird es dabei ohne Bereitschaft zum interreligiösen Gespräch nicht gehen.

Damit komme ich zum Schluß meines Rückblicks. Südafrika ist für das ARP ein Sonderfall, der als Rezept für andere Kontexte nicht taugt. Gleichwohl sind in der Südafrika-Arbeit einige verallgemeinerbare Voraussetzungen für ökumenische Solidarität sichtbar geworden. Ich habe sie unter den Stichworten *Konzentration – Verantwortliches Einstehen für Gerechtigkeit – Interdependenz* zusammengefaßt. Zu jeder ökumenischen Herausforderung gehört die *Fähigkeit, Abschied zu nehmen von dem, was sich unter spezifischen Bedingungen bewährt hat. Jeder Konfliktherd birgt seinen eigenen, unverwechselbaren Kairos in sich. Ihn zu erkennen, ist der erste Schritt ökumenischen Lernens. Im zweiten Schritt kommt es darauf an, auf den Fundus bisheriger Erfahrungen zurückzugreifen und daraus Neues zu gestalten.* Diesem Zweck gilt auch dieser Rückblick auf die Anfänge des ARP. Möge er uns für die Aufgaben, die heute und morgen anstehen, inspirieren!

ANMERKUNGEN

- ¹ Wie stark das Versöhnungspotential und Rechtsbewußtsein von Mandela (und der schwarzen Bevölkerung) im religiösen Erbe der traditionellen Gesellschaften Südafrikas verwurzelt ist, hat bislang in Kreisen der kirchlichen Südafrika-Arbeit in Europa viel zu wenig Beachtung gefunden. – Diesen Hinweis verdanke ich Albert H. van den Heuvel.
- ² Die Diskussion im Anschluß an das Referat hat mir den Vorwurf eingetragen, ein harmonisierendes Bild von den Konflikten um das ARP gezeichnet zu haben. Ich bestreite nicht, daß in der heißen Phase des Sonderfonds zur Bekämpfung des Rassismus das Begriffspaar „Konflikt versus Harmonie“ den vorherrschenden Deutungsrahmen abgegeben hat. Es scheint mir freilich problematisch, für einen historischen Rückblick, der Perspektiven für die gegenwärtige und zukünftige Ökumene eröffnen soll, am Schema „Konflikt versus Harmonie“ festzuhalten. Wir erleben heute eine ökumenische Phase der Stummheit aufgrund von Ratlosigkeit und Lähmungen. Im Vergleich dazu hat das ARP vor 25 Jahren eine bewegte, dichte, äußerst fruchtbare Phase der ökumenischen Bewegung eingeleitet. Ökumenische Impulse stießen auf Resonanz, sie stießen nicht ins Leere. Daß die Resonanz neben dem Gleichklang auch für Disharmonie, Mißklänge aller Art (kurz: Konflikte) gesorgt hat, ist aus heutiger Sicht weit weniger entscheidend als damals. Vor allem aber trägt es für die heute anstehenden Herausforderungen der Ökumene wenig bei, Konfliktkonstellationen, die inzwischen hinfällig geworden sind, weiter zu pflegen („Daß wir heute in der ökumenischen Bewegung gelähmt sind, hängt nicht an den Kirchenleitungen, die uns behindern“, bemerkte Karl-Heinz Dejung in der Diskussion zutreffenderweise). *Wenn wir der jungen Generation als den künftigen Trägern und Trägerinnen der Ökumene etwas von jener fruchtbaren Phase, die sie selber nicht miterlebt und mitgestaltet haben, weitergeben wollen, ist es notwendig, das Paradigma „Konflikt versus Harmonie“ aufzugeben und den Versuch zu machen, die gegenwärtigen ökumenischen Aufgaben im Horizont von „Resonanz versus Stummheit“ zu beleuchten.*
- ³ Zeichnet sich die Anfangsphase des ARP durch Studienzentriertheit oder durch Aktionsorientiertheit aus? So lautete eine Frage in der Diskussion. Das Besondere lag in der Ver-

bindung von beidem: Es war eine Zeit der sorgfältigen Analysen *und* des Handelns. In der Verbindung beider Faktoren sehe ich den Gegensatz zur wortreichen Tatenlosigkeit, welche das ökumenische Zeugnis der Christenheit immer wieder unglaubwürdig macht.

⁴ In der Diskussion im Anschluß an das Referat regte sich der Widerspruch vor allem gegen die These, daß auf allen kirchlichen Ebenen Initiativen miteinander verzahnt gewesen seien. Für viele AkteurInnen im Konflikt um Südafrika sind weniger die gelungenen Interaktionen und der fruchtbare Gedankenaustausch zwischen den Ebenen als die Gräben, die aufgerissen worden sind, in lebendiger Erinnerung geblieben. Die Geschichte dieser Gräben ist damals literarisch breit dokumentiert worden, was mich einerseits von dieser Aufgabe entlastet und mir andererseits die Gelegenheit gibt, auf die unterbelichteten Beispiele gelungener Interaktion hinzuweisen (vgl. dazu ferner Anm. 2).

Zu einer Hoffnung berufen – das Evangelium in verschiedenen Kulturen

Die Konferenz für Weltmission und Evangelisation
in Salvador/Bahia – Brasilien 24.11.–3.12.1996

VON GERT RÜPPELL

Die Weltkonferenz für Mission und Evangelisation, zu der für den 24.11.–3.12.1996 nach Salvador/Bahia in Brasilien eingeladen worden ist, steht als Elfte in der Folge all jener ökumenischen Missionskonferenzen, die sich bis auf das Jahr 1910 in Edinburgh zurückverfolgen lassen. Städtenamen wie Jerusalem, Madras/Tambaram, Whitby, Willingen, Accra, Mexico City, Bangkok, Melbourne, San Antonio stehen für einen weiten Weg, den die ökumenische Familie in dem Prozeß gegangen ist, sowohl die „Eine Hoffnung“ als auch die Gestalt zu artikulieren, wie sie sich in der „Vielfalt der Kulturen“ Ausdruck verschafft.

Ein Blick auf das Gastland, das ja auch deutsche Einwanderer aufgenommen hat und mit der großen Anzahl deutscher Investitionen für viele deutsche Konzerne weiterhin ein „Einwandererland“ ist, macht deutlich, warum für eine Konferenz zu diesem ökumenisch so zentralen Thema die Wahl auf Brasilien fiel. Es handelt sich ja nicht allein um die deutschen oder italienischen Einwanderer, die vornehmlich den Süden besiedelten, sondern schon mit den Portugiesen kam eine Kultur ins Land, die bald der einheimischen Kultur der „Indigenas“ keinen Raum mehr gab.

Salvador war der Ort, an dem die afrikanischen Sklaven angelandet, zwangsgetauft und verkauft wurden. Familien dienten – auseinandergerissen – den